

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Ohne Mutter!
Autor: Kronenberg, Ignaz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571499>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ihn ein Wintersonnen-Bielklang, ein seltener farbiger Jubel.

IV.

Man darf seine Bedeutung als Graphiker nicht unterschätzen. Die „Schweiz“ hat neulich in der Sondernummer der „Walze“ Proben davon gebracht. Ich schrieb damals^{*)} und kann es heute nicht besser formulieren: „Mächtig als Silhouette wirkt der Senn in Wielands Alpsegen“. Wieland hat überhaupt einen seltsam geschrägsten Sinn für die Stimmung des Gebirges, für die blaue Nacht in den Bergen, da unten ferne ein paar Lichten schimmern. So steht auch dieser Aelpler in imposanter Größe da. Ebenso fesselnd hat Wieland die reckenhafte Pyramide des Matterhorns gezeichnet mit dem einsamen Schwarzsee, in dem sich die Sterne spiegeln. Das Ganze ist ein farbiges Notturno in Braun und Blau, darin ein leises Rosaleuchten der Gletscher wie ein hoher Akkord verklängt...“

V.

Wieland hat anlässlich der Aufführungen des Münchner Künstlertheaters vom vergangenen Sommer die Dekorationen und Kostüme zum „Tanzlegendchen“ gezeichnet. Davon soll noch ein Wort gesprochen werden. Nicht über das Künstlertheater; denn darüber ist schon soviel Merkwürdiges geschwärzt worden, daß zu tun fast nichts mehr übrig bleibt.

Also, das „Tanzlegendchen“, aber nicht Gottfried Kellers „Tanzlegendchen“. Der Textschreiber und Musiker und Dekorateur hatten von Anfang an eine ganz andere Stellung zum Stoff als Keller. Bei Keller wird die Legende wunderhübsch ironisiert. Der König David ist ein netter alter Herr, Muße ein schelmisches Jüngferchen, die neun Mäuse stören den ganzen Himmel auf, und der alte David geht herum und streichelt ihnen das Kinn. Noch ein kleiner Schritt, und es wäre etwas entzückend Komisches von Offenbach geworden. Zugleich etwas für uns Lebendiges und Dramatisches.

Die Bearbeiter nahmen den Stoff ernst und gestalteten ihn, um das kindlich Naive der Geschichte darzustellen. Gleichsam als mittelalterliches Mysterium. Dazu sollte

^{*)} „Die Schweiz“ XII 1908, 419.

eine ganz neue Tanzkunst gezeigt werden. Tanzkunst ist aber unzertrennbar mit einer Tänzerin verknüpft. Die da war, tanzte nicht besonders, nicht original, und so kam uns die neue Tanzkunst gar nicht zum Bewußtsein. So fehlte auch der Aufführung das Wenige von Spannung und Impuls, das Interesse erweckt hätte, da zudem der Text noch über alle Maßen kindlich war. Auch die Musik war zu schwer für eine so zarte Sache, war keine Illustration, die sich den leisen Vorgängen angepaßt hätte, und so blieb vom Ganzen als einzige Gute das Bildhafte.

Da gab Wieland Eindrücke von schönstem Reiz. Es lag eine Farbenpracht in den Szenen, die wundervoll war, und das Schlussbild vor allem erinnerte an jene starren Mosaiken der Markus Kirche in Venetien, da die Gestalten in mächtiger Erhabenheit, in feierlicher Größe der Gesten und in asketischem Glanze vom goldenen Himmelstrahl umstrahlt herniedersehen.

Es scheint mir dies eine starke Probe, daß diesem Künstler auch ein dekoratives Können im großen Stile innewohnt. Ein Können, das an neuen Aufgaben zu steigen wäre.

VI.

Hans Beat Wieland ist in den besten Jahren seines Schaffens. Was über ihn gesagt werden kann, ist alles relativ; aber man verbindet mit jedem Maler so irgend eine Vorstellung: etwas Leuchtendes oder etwas Sanftes, etwas von Farbigkeit oder lebendiger Wucht des Striches. Dem Merkwürdigen, was dieser oder jener in der Struktur seines Könnens an sich hat, nahe zu kommen, dazu werden Begleitterte geschrieben. Man gräbt am künstlerischen Charakter dieser Menschen herum, wenn ihr Wesen auch nur für einen Augenblick zu fassen und zu formulieren ist.

Für unsere Heimat möchte ich diese Dinge immer noch etwa dreimal so laut sagen als sonst. Dreimal so laut, weil dann Garantie vorhanden ist, daß es gelesen wird. Und wenn von einem dieser Künstler, deren Ruf auszubreiten ich mich anstreng, der Bürger ein Bild kauft und es in seiner guten Stube aufhängt, bin ich selig. Selig wie einer, der etwas Gutes gewirkt... Der Leser weiß Bescheid!

Willy Lang, München.

Ohne Mutter!

Nachdruck verboten.

Eine Stromergeschichte von Ignaz Kronenberg, Meyerskappel.

1. Warum?

Wie kam es nur, daß ich ein Stromer wurde? Ich weiß es selbst nicht; es kam ja nach und nach, wie ja auch der Mensch selten auf einmal gut oder schlecht wird, er muß sich dazu entwickeln. Aber ist einer schlecht, dann müssen sicher andere schuld sein daran, das ist so ein alter Brauch; fürs Gutsein braucht's ja keine Entschuldigung! Soviel ist sicher, daß mein Meister, die Schuster, ganz und gar nicht paßte zu meiner absoluten Sigleiderlosigkeit, und ich kann heute noch nicht begreifen, wie man nur auf die Idee kommen konnte, einen Schuster aus mir zu machen, der ich als Bube vom Lehrer fast täglich meine Heiligen kriegte wegen meiner allzugroßen Nehnlichkeit mit dem Quecksilber und wegen meines früh erwachten Wandertriebes, der mich gar oft verleitete, irgend einen lauschten Waldwinkel der dumpfen Schulstube vorzuziehen. Wahrscheinlich glaubte man, es sei in der Erziehung ähnlich wie in der Medizin, wo man, wie's in einem alten Kirchenbuche steht, calida frigidis und frigida calidis, das heißt auf deutsch

Erhitzung durch Kühlung und Erkältungen durch wärmende Mittel bekämpft. Darum gaben mich die Eltern, nachdem sie es zuerst noch mit zwei Jahren Lateinschule probiert hatten — ich hätte vielleicht doch noch so ein verstecktes Genie sein können — zu einem ehrfurchtigen Schuster in die Lehre, einem guten Kerl, der gern fünf grad sein ließ, wenn man ihm nur sein Schnäppchen und die verschiedenen Tippe nicht mißgönnte, womit er sich das Leben zu verschönern pflegte.

So ging es mir in der Lehrzeit nicht gerade bös. Meine Eltern zahlten gut, und da meinte der Meister, er müsse mir gegenüber auch ein Gleich haben, und sah mir viele tolle Streiche, Dummmheiten und Faulenzereien nach, die er an einem andern nicht geduldet hätte. Nur einmal kann ich mich erinnern, daß er eigentlich wütend auf mich wurde und daß sein Name als Meister Knieriem auf meinem Buckel deutliche Andenken hinterließ. Es war aber auch darnach! Die Meisterin hatte ihm ein Gläschen Schnaps bereit gestellt in seiner Abwesenheit,



Prozession zu Edolena.

Nach dem Gemälde von Hans Beat Wieland, Basel-Münster.

damit er es, wenn er von seinem Ausgang zurückkehre, gleich sich zu Gemüte führen könne. Wer aber den Schnaps trank und das Glas mit lauterem Wasser gefüllt wieder an seinen Ort stellte, das war niemand anders als ich, und da ich lachen mußte, als der Meister ein so schreckliches Gesicht schnitt über den „Trunk Wassers“, der ihm da gereicht worden war, so war's natürlich bald aus, wer das gemacht, und — item, Meister Kniestiel verstand das Leder zu klopfen, und seine Prügel kamen an die richtige Adresse.

Ein Ausbund von Schuster bin ich aber trotz diesen und andern Prügeln nicht geworden, wohl aber so eine Art Galgenfrick, und viele Leute meinten, ich habe alle die schlimmen Streiche ausgeführt, die sie in den Witzzeitungen von den Schusterjungen lasen, sodaß ich einen gehörigen Respekt vor mir selber bekam und mich redlich bestrebe, mein Renommee noch zu vergrößern oder doch soviel wie möglich zu bewahren.

Mein größtes Verlangen aber war, als Wanderbursch hinauszuziehen in Gottes weite Welt, frei wie der Vogel in der Luft und das Schiff auf den Wellen. Dieser triebgewaltigen Sehnsucht zulieb habe ich mich im letzten Jahre meiner Lehrzeit nicht wenig zusammengenommen, sodaß es Leute gab, die meinten, es könnte vielleicht doch noch etwas aus mir werden, und in einem gewissen Sinne haben sie auch recht bekommen. Es steckte Großes in mir; die Keime davon warteten bloß auf den richtigen Nährboden, um sofort sich üppig zu entfalten!

2. Auf der Walz.

Ach, gerade als ich sie am nötigsten gehabt hätte, hatte ich keine Mutter mehr! Sie war während meiner Lehrzeit gestorben, und obwohl sie immer nur zu gut gegen mich gewesen und meine schlimmen Streiche oft zu entschuldigen suchte, wenn andere ihr den Kopf voll machten wegen meiner Zukunft, so glaube ich doch, ich hätte ihr zulieb mich oft etwas besser in acht genommen und es wäre nicht so bös mit mir herausgekommen, wenn sie am Leben geblieben wäre ...

Als ich meinen Berliner umgeschnallt hatte und dem Vater die Hand reichte zum Abschied, da sagte er zu mir: „Jetzt, Bub, mach, daß ich an dir keine Schande erleben muß! Sobald ich etwas Schlechtes von dir höre, dann ist's aus mit deiner Wanderschaft; du mußt heim, und dann tu ich dich zu einem Bauer!“ Diese Drohung war mir nicht neu; der Vater hatte sie gewöhnlich gebraucht, wenn in meiner Klüfführung nicht alles klappte, und da er als Gemeindediener ein ziemlich leichtes Brot aß, so glaubte er, das sei der schrecklichste der Schrecken, als Landarbeiter sein tägliches Brot zu verdienen. Auf mich hatte diese Drohung nie eine besondere Wirkung ausgeübt, im Gegenteil: oft, wenn ich mit gekrümmtem Rücken bei meiner Arbeit saß und dann etwa Landleute im Freien sich bewegen sah oder wenn mit lustigem Peitschenknallen ein Jüder Garben oder Heu vorüberfuhr, dann seufzte ich und dachte: Die haben es

doch schön; ich wollte lieber auch so schwitzen, wenn ich nur nicht auf dem Dreibein versauern müßte!

Nun aber war ich frei, die ganze Welt stand mir offen, und mit großen Schritten eilte ich der Landstraße zu, um möglichst bald auf die nächste Bahnstation zu gelangen; denn nicht in der Nähe der heimatlichen Erde wollte ich mein Talent sich entfalten lassen. Man fühlt sich doch erst recht frei, wenn man an Orten ist, wo einen niemand kennt; es ist eitelhaft, wenn jeder Haggstecken einem zuzurufen scheint: „Wie geht's, Kamerad, hast deine gerösteten Kartoffeln schon verdaut?“

Weit nach Ostindien hinein trug mich das beflügelte Dampfschiff; es war mir ziemlich gleichgültig, wohin, nur möglichst weit, damit die Leute daheim recht Maul und Nase aufreissen, wenn ich einmal heimkommme und ihnen erzähle, wo ich überall gewesen. Der Gedanke, ob ich irgendwo Arbeit finden werde,

machte mir keine Sorgen; vorläufig hatte ich schon noch Geld, und für den Notfall hoffte ich durchzukommen wie andere „Kunden“. Es war ein schöner Sommertag, und in irgend einer Ortschaft am Bodensee stieg ich aus und begann zu wandern oder „walzen“, wie „wir“ sagen.

Das war fein, sag' ich euch: noch nicht siebzehn Jahre alt und schon Geselle, schon frei und frank, Herr meiner Zeit, Herr meines Schicksals! Die ersten paar Tage fiel es mir gar nicht ein „umzuschauen“; ich übernachtete in den Herbergen, und den Tag brachte ich auf der Landstraße und in den Wirtshäusern zu, und das ging so fort, bis ich einmal am Morgen die schreckliche Entdeckung machte, daß mir der Geldbeutel abhanden gekommen war. Das war nun gerade kein Wunder; denn schon mehr als einmal hatten sich mir auf der Landstraße Kollegen angegeschlossen, die offenbar allerlei „konnten“, und der lange stoppelbartige Preuße, der tags zuvor mit mir gegangen war, habe am Morgen früh, als ich noch schlief, die Herberge verlassen, sagte die Herbergsmutter.

Was war jetzt zu machen? Ich mußte eben umschauen und fand nach verschiedenen Kreuzundquerzügen endlich Arbeit in einem kleinen Städtchen am Rhein. Das „Fechten“ war nicht so leicht gegangen, wie ich es mir vorgestellt hatte; da und dort hatte man mich abgeschauzt, mir nichts gegeben oder nur etwa ein Stück altes verjümmeltes Brot, oder man hatte, was mich allemal am meisten ertäubte, fromme Sprüche gegen mich losgelassen: „So jung noch und schon betteln gehen!“ oder „Es ist Sünd und schad, einem so jungen kräftigen und gesunden Menschen etwas zu geben!“ Am wüstesten aber hat es mir eine hübsche Jungfer gemacht, die zu mir sagte, als sie mir ein Stück Brot gab: sie sei doch froh, daß sie kein Mannenvolk sei; das könne man dem Weibervolk doch nicht nachreden, daß sie wie diese nichtsnußigen Stromer und Strolche in der Welt herumziehen... Diese schöne Ansprache hatte die gute Wirkung, daß ich mich tags darauf ernstlich um Arbeit umschaute und, wie schon gesagt, mit Erfolg.



Hans Beat Wieland, Basel-München. Walliser (1905).

3. Im Zeichen des Krebses.

War das Fechten nicht ganz glatt vor sich gegangen, so gings noch viel weniger mit dem Arbeiten. Nun sah ich erit, daß ich nichts konnte, und ich mußte dem Meister recht geben, als er mir sagte, ich verdiene nicht einmal den ganz geringen Lohn, den er mir spendete. Bei wem ich denn gelernt habe? Da sei offenbar ein Esel zum andern in die Schule gegangen.

Unter solchen Umständen sahen es mir besser, mich rückwärts zu konzentrieren und mein Heil in einer größeren Stadt zu suchen, wo man einen weitern Blick hat und weniger engherzig ist als in einem solch lausigen Nest. Ich richtete den Kiel meines Schiffes, d. h. die Nase, gen Basel, alles zu Fuß, und ich erlangte auf dieser Tour wieder etwas größere Fertigkeit und Ungeniertheit im Fechten.

Als ich einmal aus einem Hause kam, stieß ich mit einem andern Kunden zusammen, der das nämliche Geschäft betrieb. Dieser paßte mir auf, und als er mich eingeholt hatte, lud er mich nach kurzen Worten ein, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Das Geschäft gehe besser zu zweien, meinte er; ich werde sehen, er könne mir noch allerlei sagen, wovon ich keinen Hochschein habe. Er gehe auch nach Basel, dort sei's gut; man müsse nur ein wenig fromm tun, so habe man, was man wolle. Zwar könne man auch nur eine oder höchstens zwei Nächte in der Herberge übernachten; aber um die Stadt herum habe es große Heuschober, und da könne man sich prächtig hinein-

vergraben; man liege und schlafe da besser als im schönsten Bett.

Das alles gefiel mir famos, und kurz und gut, wir wurden Freunde und betrieben das Bettelgeschäft schwungvoll und mit viel größerem Erfolg, als wenn jeder allein gewesen wäre. Einer machte den Aufpasser und Warner, wenn etwa die Luft nicht sauber war, während der andere socht. So hatten wir äußerst wenig „Betriebsstörungen“ und kamen dem Ziele unserer Wanderschaft, der frommen Stadt Basel, immer näher.

Sch merkte bald, daß auch mein neuer Wandergeselle es mit Mein und Dein nicht etwa übertrieben genau nahm. Aber wenn ich ihm Vorwürfe machen wollte, so lachte er mich nur aus und sagte, ich sei doch der dümmste H... auf der ganzen Welt. Was man den Reichen nehme, sei ja gar nicht gestohlen; man müsse noch lange stehlen, bis die Sünden der Kapitalisten an den Armen auch nur zum hundertsten Teile gut gemacht seien. Es sei ein gutes Werk, den Ausgleich etwas vorzubereiten; man brauche sich ja nicht erwischen zu lassen, die Polizei sei eben auch nur eine Einrichtung dieser verd..... Blutsauger. Da mein eigener Vater Polizist war, so nahm ich die Polizei in Schutz; aber mein „Freund“ brach in ein unändiges Gelächter aus, als er das hörte, und sagte mir von da an nur noch Spigel und Spiegelsohn, woraus er dann noch dem Wortspiel zuließ Spiegelbub und Spiegelbub machte, was mir viel Kummer und Verdrüß bereitete.

Überall suchten wir auch die Pfarrhäuser ab; da bekommt man immer etwas, wenn auch meist nicht viel, und man wird wenigstens nicht angebrüllt, woraus sich freilich ein geübter Kunde nichts macht. Mein Kamerad hatte da einen besondern Trick. Er fragte an der Haustür zuerst den Herrn Pfarrer nach, und da er eineziemlich anständige Kleidung trug, so ließ ihn die Köchin meistens eintreten, und dann hatte er gewonnenes Spiel; er wußte so rührende Geschichte zu erzählen, daß der Pfarrer nicht anders konnte, als ihm einen ganzen oder halben Franken geben.

Im Fricktal kam er einmal ganz vergnügt aus einem Pfarrhause, nachdem ich ungewöhnlich lang auf ihn hatte warten müssen. Er bot mir eine prächtige Zigarre an und lachte dazu mit dem ganzen Gesicht.

„O, den hab' ich schön übers Ohr gehauen!“ raunte er mir zu. „Aber nun vorwärts! Wir dürfen da nicht mehr zu lang warten. Komm, dort ist ein Wäldchen; dort legen wir uns ins kühle Moos, und dann erzähl' ich dir meinen Streich, und dazu rauchen wir eine feine Zigarre! Hahaha!“

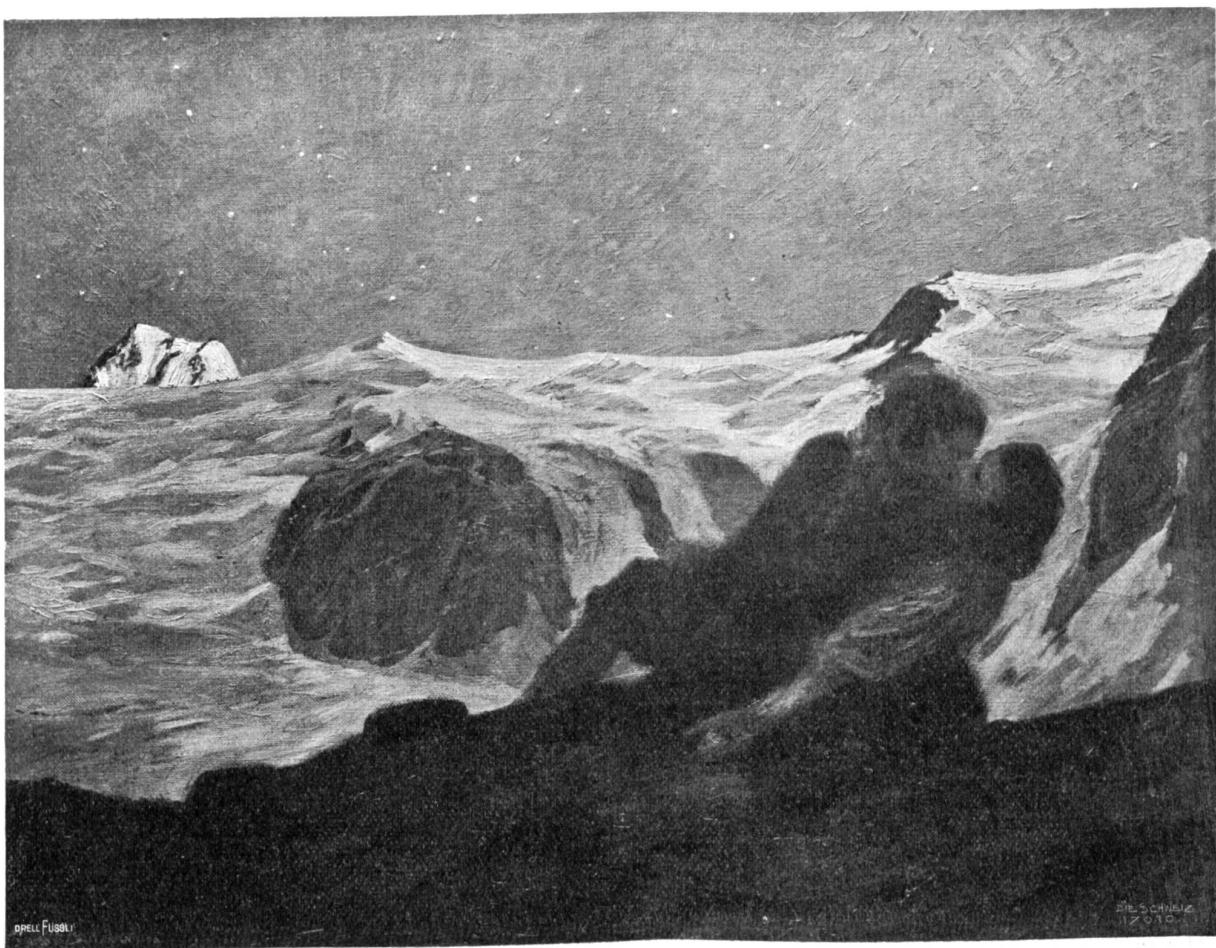
„Aha, du hast wieder einmal gemausst!“ jagte ich, und dann erzählte er mir im Schatten des Waldes, wie das dort ein guter Pfarrer sei. Er habe ausnahmsweise einmal etwas zu essen verlangt, und da habe ihn der Pfarrer ins Wohnzimmer geführt und der Köchin befohlen, ihm etwas zu essen zu geben. Dann sei er einige Augenblicke allein gelassen worden, und das habe er dazu benutzt, dem guten Pfarrer die Zigarren zu mausen, die in einem Kästchen beim Ofen standen. „Nicht wahr, sie riechen fein!“ rief er aus, und wir ließen vergnügt, indem wir auf dem Rücken lagen, die blauen Ringlein gegen das Blätterdach der Bäume empor schwieben.

4. Unterricht.

„Du bist aber immer noch etwas zurück im „Fenisch!“ sagte dann der erfahrene „Kunde“, und nun erteilte er mir eine regelrechte Lektion im „Fenisch schwulen“, das heißt in der Stromersprache.



Hans Beat Wieland, Basel-München. Morgensonne (1904).



Hans Beat Wieland, Basel-München.

Wie der alte Kühner in seiner lateinischen Grammatik, so begann auch mein Lehrer damit, daß er mir verschiedene Regeln in Form von Sinnspüren und Reimen einzuprägen suchte. Als eine Hauptregel hörte ich da:

Kunde, willst du dalſen (ſechten, betteln) gehn,
Laß dich nicht vom Schugger (Polizist) fehn!

Ich vernahm, daß ja „kenn“ heiße und nein „nobis“; letzteres wird auch für nicht gebraucht und dient zu Zusammensetzungen. Wenn z. B. „duſt“ gut heißt, so heißt „nobisduſt“ nicht gut oder schlecht. Eine andere Regel lautet:

Kunde, willst du Suruß (Schnaps) schwächen (trinken),
Muß zuerst dein Kies (Geld) berechnen.

Für betteln gibts auch noch einen zweiten Ausdruck neben „dalſen“, nämlich „ſtoſen“, der aber nur von Personen gebraucht wird; man sagt also „Lechem (Brot) dalſen“, aber den „Gallach (Pfarrer) ſtoſen“.

Mein Sprachlehrer sagte mir dann auch, wie sich die Kunden begrüßen und woran sie einander erkennen. „Wenn du einem begegnest und weißt nicht ganz sicher, ob er ein Kunde ist oder nicht, so fragst du einfach: „Kenn Mathilden?“ Antwortet er darauf: „Kenn!“ so haſt du einen Bruder gefunden. Auf den Abend könnt ihr dann zu einem „Kuhpriester“ (Bauer) gehen und bei ihm eine „Schnallen picken“ (Suppe essen). Denn wenn man in die „Penne“ oder „Beize“ gehen will, um „Plamp“ (Bier) oder gar „Toli“ (Wein) zu trinken, muß man eine schöne Zahl „Zwickel“ (Zehner) und „Knüppel“ (Fünfer) zurücklassen; mit „Vorschel“ (Kupfer) kommt man da nicht aus.“

„Hat dein „Schüß“ (Meister) einen „Stift“ (Lehrjunge)

oder mehrere, so mußt du dieje, wenn der Meister nicht da ist, in den Gebräuchen der Kunden unterrichten. Aber nimm dich besonders vor der „Schüge“ (Meisterin) in acht! Die sind in diesem Punkte mehr „dallas“ (unverständlich) als der Schüß. Beim Dalſen kann man es schon riskieren, sich bei einem „Käzenkopf“ (Schloßer) oder einem „Sonnenſchmeid“ (Spengler) auch für einen solchen auszugeben; man fragt nicht immer, und im Notfall iſt's nicht schwer, eine Ausrede zu finden. Auch iſt es von Nutzen, immer eine anständige „Staude“ (Hemd) und dito „Obermann“ (Hut) zu tragen. Wenn man anständig kommt, so meinen die Leute, die Not zwinge einen, und geben mehr, als wenn sie den Berufsbettler auf den ersten Blick erkennen.“

„Dafß man es mit Mein und Dein nicht so genau zu nehmen hat, haſt du jetzt schon geſehen. So ein dummer Teufel wirft du doch nicht sein, eine ſchöne Gelegenheit zu leichtem Erwerb zu verſäumen. Du glaubſt gar nicht, wie gut da die Leute sind und alles Mögliche, was wir gerade nötig haben, ohne Aufſicht herumſtehen laſſen. Wir dürfen aber ohne weiteres annehmen, daß sie es für uns da hingelegt haben. So kann es zum Beispiel vorkommen, daß ich zu dir sagen werde: Dort unter dem „Sitzling“ (Stuhl) find zwei „Trittling“ (Schuhe)! „Drucks“ (Nimm sie)! Du wirſt hoffentlich jetzt wissen, was du dann zu tun haſt. Aehnliches kannſt du mir auch sagen, wenn die Gelegenheit für mich günstiger iſt . . .“

„Und nun auf!“ rief er. „Es geht gegen den Abend, und die Stadt iſt nicht mehr weit; da gibts Arbeit für uns. Glückauf!“

Ja, ich hatte viel gelernt in dieser Stunde und dabei mit Vergnügen — die erste gestohlene Bigarre geraucht . . .

Notturno (1908).

5. In der Großstadt.

Die Straßen wurden belebter; wir kamen an herrlichen Villen und Landhäusern vorüber, umgeben von paradiesischen Parkanlagen, und freudig sagten wir uns: „Wir sind in Basel!“

Ich hatte nun von meinem Genossen schon allerlei gelernt; aber das war alles nichts im Vergleiche zu dem, was er mir in Basel alles beibrachte. Ich wurde ein Heuchler, ein Lügner, ein Dieb und hielt das alles für recht und schön und gut; denn ich ließ mich nicht erwischen. Nach der „Religion“ meines Freunden war das höchste und einzige Gebot: „Läß dich nicht erwischen!“

Das erste, was wir in Basel machten, nachdem wir auf der Herberge unsere Schriften vorgewiesen, war, daß wir auf die Bibelgesellschaft gingen. Dasselbst erhält jeder Reisende, der sich meldet, eine kleine hübsch gebundene Bibel. Wenn man sie holt, darf man nicht lachen, sondern muß möglichst fromm dreinschauen, was meinem Freunde besser gelang als mir. Sobald wir die Bibel nebst einem frommen Zuspruch in Empfang genommen hatten, begaben wir uns in einen Laden, der dort in der Nähe ist. Der Mann macht kein schlechtes Geschäft; denn er gibt den „Kunden“ für die schöne Bibel immer nur zwanzig Rappen. Item, es war „ring“ verdient!

Wir brauchten dann unsere Metiers nur noch als Vorwand zum Fechten. Wenn ein Meister uns einstellen wollte, dann sagten wir zu und bemerkten, wir wollen noch unsere Effekten holen, und dann kamen wir eben nicht mehr zurück. Aus der Herberge waren wir nach der zweiten Nacht entlassen worden und übernachteten, wie mein Kamerad vorausgefragt hatte, ganz weich und warm in den Heuschobern vor der Stadt.

Aber am Abend, wenn ich etwa zufällig eine Zeit lang allein war, wurde mir doch manchmal etwas seltsam zu Mute. Ich war noch so jung und schon so schlimm! Wie soll das enden? Und dann kam mir die liebe Mutter in den Sinn, und es war mir, als ob sie mir riefe und mich mahne, dieses Bagabundenleben aufzusticken, meinem Kameraden davonzulaufen und als ehrlicher, fleißiger Arbeiter wieder auf das Treiben zu sigen. Aber als ich einmal in einem Anfall von Heimweh bei solchen Gedanken in Tränen ausbrach, da mußte mich mein Kamerad gerade dabei überraschen, und da lachte er mich aus, daß ich mich in den Boden hinein schämte. „Wer hat's schöner als wir?“ rief er. „Nichts arbeiten, gut und genug zu essen und zu trinken, die ganze Welt anschauen; alle andern sind unsere Diener, unsre Sklaven, wenn du willst! Wir sind die Könige der Welt, ja, ich würde mit keinem Könige tauschen! Und du, dummer Kerl, kannst dabei noch traurig sein! Schäm dich, du altes Weib!“

Natürlich waren alle meine guten Vorfälle jetzt wieder zum Teufel, und ich lief am andern Tage wieder ebenso Gottlos und frech in der Stadt herum und schwandelt die Leute an wie vorher.

Nun aber schien es, als ob die Polizei nachgerade auf uns ein wenig aufmerksam geworden sei. Wir hatten ungefähr nach einer Woche so ziemlich alle Gassen und Gäßchen Basels durchstreift, und es war bekannt geworden, daß da und dort Eßwaren und Kleidungsstücke auf unerklärliche Weise verschwunden seien; Kinder waren um das Geld gekommen, mit dem sie die Eltern in den Läden geschickt hatten, Lieblingskatzen waren verschwunden — mein Kamerad verstand sich ausgezeichnet aufs Kazenbraten — einem Knaben war die Ihr von einem „fremden Manne“ abgenommen worden, als er am Abend im zoologischen Garten an einsamer Stelle durch die Büsche ging. Wenn ich mich bei diesen Untaten auch nicht direkt beteiligte, ja oft nicht einmal wußte, um was es sich handle, so machte ich doch den Aufpasser. Mein Gewissen wurde mehr und mehr abgestumpft, und heute, wo das alles glücklich überwunden ist, kann ich es kaum begreifen, wie es möglich war, in so kurzer Zeit auf die Bahn des Verbrechens abirren zu können, so bald all die guten Mahnungen und Lehren zu vergessen, die ich im Elternhause und im Unterrichte empfangen hatte! Ach, was

wäre aus mir geworden, wenn mich nicht zur rechten Zeit noch eine gütige Hand herausgerissen hätte aus diesem Glende, in das jugendlicher Leichtsinn und Übermut mich gebracht hatten!

6. Die Wendung.

Es war hohe Zeit, daß wir uns davonmachten, und wir beide sahen die Notwendigkeit ein, uns zu trennen. Mein Kamerad riet mir, ins Badische zu gehen; es gebe dort soviel „Strohdächer“ (Dummköpfe) wie in der Schweiz, und dann sei ich doch einmal in einem fremden Land gewesen. Dazu gab er mir noch verschiedene „gute“ Ratshläge, die sich meistens auf Stehlen und auf das Hauptgebot seiner „Religion“ bezogen.

So wagte ich also den Sprung ins fremde Land und hoffte, bei etwelcher treuen Befolgung der erhaltenen Wünke ganz gut durchzukommen.

Guten Mutes ging ich durch ein Bauerndorf, suchte fechtend die Häuser ab und kam schließlich in eines der größten und schönsten, offenbar den Sitz einer altangefeierten hablichen Familie. War ich schon ödher mit dem Ergebnis meiner Sammlung „freiwilliger“ Gaben gar nicht unzufrieden gewesen, so glaubte ich hier nun den Hauptfang zu machen. Aber diesmal täuschte ich mich. Der Bauer, ein stämmiger Mann in den Fünfzigern, war gerade selbst bei der Türe und fuhr mich nicht übel an mit all den schon hundertmal gehörten Vorwürfen. Aber so ein gewandter „Kunde“, wie ich jetzt schon war, läßt sich nicht so leicht aus der Fassung bringen; ich hatte für solche Fälle ein gutes Beischwichtigungsmittel in Bereitschaft.

„Verzeiht,“ sagte ich ganz demütig, „es ist mir nicht um Geld zu tun; aber ich habe seit heute morgen noch nichts gegessen. Arbeit finde ich hier keine; sonst würde ich jedenfalls nicht fechten gehen; ich bin schon lange fremd (ohne Meister)!“

Da rief der Bauer seiner Tochter in der Küche zu, sie solle mir am Küchentisch etwas zu essen geben. Das tat sie denn auch und war ganz freundlich und gut gegen mich. Sollten ihr vielleicht diese meine traurigen Bekenntnisse vor die Augen kommen, so bitte ich sie herzlich um Verzeihung für das Leid, das ich ihr dann zum Dank für ihre Freundlichkeit bereitet habe!

Während ich fleißig drauflos aß und einen gewaltigen Hunger simulerte, kam der Bauer nochmals in die Küche und gab der Tochter ein Fünfmarkstück, mit dem Bedeuten, sie müsse damit beim Krämer etwas holen. Da sie nicht sofort gehen konnte, so legte sie das Geldstück inzwischen auf den Geschirrschrank hinauf und entfernte sich für einige Augenblicke aus der Küche. Diesen Moment benützte ich und ließ schnell das Fünfmarkstück in meinen Taschen verschwinden. Dann aß ich fertig, und als die Tochter zurückkam, sagte ich ihr herzlichen Dank und wurde von ihr freundlich verabschiedet.

Draufhin triumphierte ich innerlich: „Das geht ja prächtig heute; so gut ist's selbst zu zweien selten gegangen!“ Aber ich preßte doch, um möglichst weit von dem Schauplatz meiner Heldentat wegzukommen.

Aber nun erfüllte sich auch an mir das Sprichwort: „Der Krug geht so lang zum Brunnen, bis er bricht!“ Ich war noch nicht ganz aus dem Gesichtskreis jenes Bauernhofes verschwunden, als hinter mir eine Stimme rief: „Heda, Bursch, komm zurück! Wir haben noch etwas mit dir zu reden!“

Was wollte ich machen? Fliehen wäre eine Torheit gewesen: ich hätte damit meine Schuld sofort eingestanden und wäre doch eingeholt worden. Also mußte ich mir anders zu helfen suchen. Ich nahm schnell das verräterische Geldstück und ließ es unauffällig neben eine Holzbeige fallen, wo ich es nachher leicht wieder finden konnte, kehrte mich um und ging ganz wie einer, der das beste Gewissen hat, auf den Sohn des Bauern zu, hinter dem die weinende Tochter stand, die dem Vater den Verlust nicht hatte sagen dürfen. Der junge Bursche fuhr mich sofort an, ich solle die fünf Mark herausgeben, die ich soeben in der Küche gestohlen.



Hans Beat Wieland, Basel-Hüniken.

Drei Lebensalter (1893).

„Bitte sehr,“ sagte ich, „ich habe keine fünf Mark gestohlen!“

„Wohl oder übel,“ schrie der Bursche zornig; „du gibst das Geld heraus, oder es geht dir schlecht!“

Sein Lärm lockte die Maurer herbei, die nebenan in der Scheune arbeiteten und die sich jetzt sofort mit vieler Eifer der Sache annahmen. Meine Lage war ganz ungemülich; aber ich ließ von meiner innern Beklemmung möglichst wenig merken und sagte kaltblütig: „Wenn ich das Fünfmarkstück gestohlen habe, so muß es ja bei mir zu finden sein! Ich lasse es auf eine Untersuchung ankommen!“

Der Vorschlag wurde angenommen, und nun wurden mir meine Habeligkeiten alle aufs genaueste untersucht, die Taschen gefehrt etc. Bei verschiedenen Gegenständen machten die Maurer sehr verächtige Gesichter, und die entsprechenden Bemerkungen wurden nicht in der zartesten Form vorgebracht. Das Fünfmarkstück aber kam nicht zum Vorschein, alles Wettern und Fluchen half nichts. Schon hatte ich die beste Hoffnung, man müsse mich wieder gehen lassen, obwohl alle sich sagten, es könne niemand als ich das Geld gestohlen haben, da kam ein stürdiger Maurer, der wohl auch schon „irgendwo“ dabei gewesen, auf die verfligte Idee, ich könnte das Gelbstück draußen verborgen haben, und sofort machten sich zwei, drei auf, es zu suchen. Es ging auch gar nicht lange, so kehrten sie triumphierend mit dem gefundenen Fünfmarkstück zurück, und was nun folgte, ist eine der unfreundlichsten und trübsten Erinnerungen in meinem Leben. Zwei Maurer packten mich bei den Armen, einer bei den Beinen und legten mich auf einen Stuhl, auf dem sie mich festhielten, während der Sohn des Hauses mit einer geschmeidigen Gerte meine Schattenseite derart bearbeitete, daß ich Helfio und Mordio schrie und der Bauer ganz erschrocken herbeirann, um zu sehen, was es gebe.

Als man ihm mein Schelmenstücklein erzählt hatte, bat ich ihn weinend und heulend, er solle mich doch nicht mehr schlagen lassen, ich wolle es ja nicht mehr tun. Der Mann mache nun ein sehr ernstes Gesicht und nahm mir ein eigenliches Verhör ab. Ich mußte ihm alles sagen, wie alt, woher, was ich sei, wie ich zum Stehlen gekommen, natürlich alles erst, nachdem er die Maurer fortgeschickt hatte, und ich saßte sofort ein großes Butrauen zu dem Manne und erzählte ihm offen und ohne Rückhalt meine Erlebnisse.

Als ich geendet hatte, bat ich ihn nochmals unter Tränen, mich doch nicht der Polizei zu verzeißen, schon um meines Vaters willen, der ja in Schande und Elend käme, wenn ich abgefaßt würde. Der Bauer war ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte.

„Du dauerst mich,“ sagte er. „Eine gehörige Strafe hast du nun zwar schon erhalten; aber das ist nicht die Hauptstrafe: mit dir muß etwas geschehen, sonst gehst du an Leib und Seele kaput. Hör jetzt, ich schreibe deinem Vater, er soll sofort kom-



men, es habe dir etwas gegeben; derweil bleibst du bei mir und hältst dich hübsch still in deinem Kämmerlein, damit sie keine schlechten Wize machen, wenn sie dich sehen.“

Ich war so mürbe geworden, auch im Gemüt, nicht nur an der so kräftig bearbeiteten Leibesstelle, daß ich freudig auf alles einging, was mir der Bauer vorschlug. Die Tochter, vor der ich mich jetzt ganz gräßlich schämte, machte mir ein Kämmerlein zurecht zuoberst im Hause, und ich schlich mich hinein und wagte mich mit keinem Bein hinaus, bis nach drei Tagen der Vater erschien. Der Bauer hatte vorerst eine ernste Unterredung mit ihm, worin er ihm, wie mir der Vater später erzählt hat, Vorwürfe gemacht, daß er nicht mehr auf meine Neigungen und Charaktereigenschaften geschaut habe bei meiner Berufswahl. Jetzt sollte er sein Wort wahr werden lassen, daß er mich zu einem Bauer tue, wenn er etwas Schlechtes von mir höre. Schlecht genug sei das schon, was ich hier und andervärts geleistet habe, und er könne Gott danken, daß man hier so glimpflich mit mir verfahren sei.

Nun ließ er mich kommen, und weinend fiel ich dem weinenden Vater um den Hals, bat ihn tausendmal um Verzeihung und erklärte mich zu allem bereit, was man jetzt mit mir beschließen werde — — —

Und jetzt sind schon sechs Jahre seither.

Ich bin ein glücklicher, fröhlicher Landarbeiter geworden, flink und anstellig zu allem, und ich hoffe, noch ein hablicher Bauer zu werden, wenns so fortgeht mit dem Verdient. Der Schwabenbauer aber, dem bleib' ich mein Lebtag dankbar! Ich habe auch alles soviel wie möglich gutzumachen gesucht, was ich auf meiner verunglückten, dreißigjährigen Walz angestellt habe. Ich schreibe hier und da dem guten Bauermann im badischen Lande drunter und hab' sogar die Frechheit gehabt, einmal nach seinem Annele zu fragen, dem ich damals einen so schweren Kummer bereitet habe. Es lasse mich grüßen, hat er geantwortet, und es lache manchmal über den Streich.

Himmel, gäb' das einmal eine schöne Bäuerin!

